

Joh. Heinr. Christian Bang (1774—1851) / Pfarrer

„Ihr seid mir in der merkwürdigen Periode meines Lebens, als ich mich mit dem ewigen Savigny verband, in dessen Kreis erschienen, und aus dessen Kreis seid ihr es allein, der mir durch und durch bewähret und ächt in meiner Achtung und Liebe geblieben.“ In diesem Ehrenzeugnis gipfelt der schöne Brief Clemens Brentanos an Pfarrer Bang aus „Bukowan am heiligen Abend 1812“ „Bang ist ein philologisch gebildeter, tüchtiger und kräftiger Landpfarrer zu Gohfelden bei Marburg“, schreibt weiter Wilhelm Grimm am 22. März 1828 an Meusebach. „Savigny hat viel Umgang mit ihm gehabt, als er noch zu der Marburger Universität gehörte. Bang zeigte mir das letztemal mit einem Gefühl von Freundschaft, das sich bei solchen einsam lebenden Menschen viel ungestörter und reiner bewahrt, den Weg, auf welchem Savigny gewöhnlich Abends gekommen war.“ Wer war dieser Mann, der sich so warmer Vertrauensbeweise der Besten seiner Zeit erfreuen durfte? Kein hinterlassenes Werk der Feder spricht von seiner Wirksamkeit, auch sonst fließen die Nachrichten über ihn nur spärlich, und doch sind er und sein schlichtes Gohfeldener Pfarrhaus innig verwoben mit dem glänzenden Abschnitt in der Geschichte der Marburger Hochschule, da hier ein Verein erlesener Geister sich zum wissenschaftlichen Höhenfluge rüstete. Schon Bangs Vater, der Gohfeldener Pfarrer Johann Christian Bang¹ (1736—1803), ein Bruder von Friedrich Creuzers Mutter, ist zu Unrecht der Vergessenheit anheimgefallen. Hervorgegangen aus der Schule Johann August Ernestis und eng befreundet mit den Leidener Humanisten Daniel Wyttenbach, Vater und Sohn, war der alte Magister Bang nicht nur ein grundgelehrter Philologe und Cicerokenner, der nach dem Erfahrungssatze. *Ex grammatico fit theologus* lehrte und studierte, sondern auch sonst ein vielseitig interessierter, besonders in der zeitgenössischen deutschen Literatur beschlagener Mann. Creuzer², der in seiner Jugend, wie auch Savigny in einem seiner ersten Marburger Semester, den griechischen Unterricht seines Oheims genoß, hat später rückschauend bekannt, daß er keinem seiner früheren Lehrer so viel zu verdanken gehabt habe, wie ihm. Sein Sohn Johann Heinrich Christian Bang, geboren am 14. August 1774 in Gohfelden, wie der

1) Vgl. Strieder 13, 253 ff. — Seine Schwester Philippine Eleonore Bang (1734—1795) heiratete 1755 Christoph Andreas Joachim Leonhard Creuzer (1726—1772), Contributionserheber zu Marburg, Friedrich Creuzers Vater. Bang selbst war vermählt mit Marie Christine Conradi (1750—1802), Tochter des Pfarrers Johann Henrich C. zu Groß-Seelheim. Der bekannte Mediziner Johann Wilhelm Henrich Conradi (1780—1861), Prof. zu Marburg, Heidelberg u. Göttingen, war ihr Neffe und somit ein Vetter Creuzers und des jüngeren Bang.

2) Vgl. Lebensbilder Bd. 1, S. 71 ff.

vor allem, die, in Bangs Briefen immer wieder durchbrechend, Savigny noch in späten Jahren erwärmte und ihm die alte Gemeinschaft in Marburg stets von neuem lebendig machte. Eine Frucht dieses regen geistigen Bildungs- und Austauschbestrebens war übrigens auch die damals (1802) von Bang ins Leben gerufene und von Savigny eine Zeitlang mitbetreute „Deconomische Lesegesellschaft in Oberhessen“, die großen Segen stiftete, insofern sie besonders die Landgeistlichkeit in Stand setzte, sich mit der neuesten wissenschaftlichen und belletristischen Literatur vertraut zu machen.

Lassen schon Savignys Briefe zur Genüge erkennen, daß Bang als durchaus ebenbürtiger Partner neben ihn trat und seinem wissenschaftlichen Aufstieg mit förderndem Anteil zu folgen wußte, so gilt das in fast noch höherem Maße von seinem Verhältnis zu Jacob und Wilhelm Grimm. An den Büchern, mit denen sie ihn jahrelang regelmäßig aus der Kasseler Bibliothek versorgten, und die er nie ohne klug abwägendes Urteil zurückzusenden pflegte, wird die Vielseitigkeit seiner Interessen besonders sichtbar, sichtbar aber auch sein liebevolles Eingehen auf die eigensten Bestrebungen der Brüder selbst. So zählt auch er, der eingefleischte Humanist, mit zu den ersten Jüngern der frühen germanistischen Wissenschaft, sei es, daß er ihnen Sagen, Märchen und Dialektproben seines oberhessischen Kirchspiels übermittelte oder sie auf sonstige Eigentümlichkeiten der dortigen Volkssprache hinwies, sei es, daß er sich zu tätiger Mitwirkung an Savignys ursprünglich so weit gestecktem Plan zu einer Gesellschaft für deutsche Geschichte oder am großen deutschen Wörterbuch der Brüder selber aufrufen ließ. Seiner Mitarbeit am „Wunderhorn“ wurde schon gedacht. Und als dann Friedrich Creuzer als erster den Marburger Kreis verließ, um dem Rufe nach Heidelberg zu folgen, da war es wiederum Bang, der auch aus der Ferne noch die Ideen der Heidelberger Romantik, ihre Kämpfe und Creuzers Rolle dabei bis zu seiner tragischen Verstrickung mit unverminderter Teilnahme und mit jener warmherzigen Zusprache begleitete, die der tatkräftigen Heiterkeit seines Gemüts entsprang und hier wie überall die Dissonanzen des Lebens wohlthätig zu mildern verstand.

Literatur:

- F. Creuzer: Deutsche Schriften 5, 1 (1848), S. 14 ff.
 L. Enneccerus: Friedrich Carl v. Savigny und die Richtung der neueren Rechtswissenschaft. (Marburg 1879), S. 10; 55 ff.
 [Hille]: Vor sechzig Jahren: Allgemeine konservative Monatschrift 42—44 (1885—87).
 E. Stengel: Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. (Marburg 1886), 1, S. 24 ff.; 2, S. 150 ff.
 W. Bang-Kaup: Parentalia. Grundlagen zu einer Geschichte der Banger. (Lewen 1908).

verraten, daß es damals auch schon eine deutsche Grammatik gab. Auch vom „Wunderhorn“ erfuhren sie nichts, an dem er doch im Stillen mitgeholfen hatte, wohl aber hieß er sie auf die Lieder achten, die an Sommerabenden vom Dorfe heraufklangen.

Dergestalt nahm Bang als ein Mann sui generis seinen Platz in dem Marburger Freundeskreise, dessen Stamm die Vettern Friedrich und Leonhard Kreuzer, der Mediziner J. W. H. Conradi, wie eingangs erwähnt, gleichfalls ein Vetter Bangs, der Philosoph und Mathematiker J. K. F. Hauff und der in Echzell, später in Münster bei Bugbach amtierende Theologe F. H. Ch. Schwarz, Friedrich Kreuzers nachmaliger Heidelberger Kollege, bildeten. Es war jener Kreis, der dann durch den Hinzutritt Friedrich Carl von Savignys (von etwa 1797 bis 1804), der Geschwister Clemens, Christian und Bettine Brentano und schließlich der Brüder Grimm seine einzigartige, weit über die Marburger Jahre hinausgreifende Bedeutung gewann. Adolf Stoll hat uns in seiner großen Savignybiographie eine eindrucksvolle Darstellung davon gegeben und dabei auch die eigentümliche Stellung deutlich gemacht, die Bang darin behauptete. Wurde der junge Savigny rasch der unbestrittene geistige Führer und unerschöpfliche Anreger seiner „Gemeinde“, so wuchs Bang wie von selbst in die Rolle des Vertrauensmannes hinein, dessen instinktficherem Urteil in wissenschaftlichen und menschlichen Dingen sich die übrigen, so verschieden gearteten Freunde auch später noch mit einer ihnen sonst nicht immer eigenen Offenheit unterwarfen. „Daß Ihnen die Männer von allen Parteien recht sind, wo sie Geist und Gelehrsamkeit offenbaren und ein redliches Herz zeigen, ist ein schönes Zeugnis für Ihren eignen Sinn“, schreibt Jacob Grimm einmal an ihn und trifft damit den Grundzug seines Wesens. Selbst dem genialischen Treiben, das die Brentanos in sein Haus brachten, begegnete er so mit überlegener Duldsamkeit, wenn auch immer dämpfend und ausgleichend, da er das Vielerlei in der geistigen Anregung mißbilligte. Niemand hat denn auch die abgeklärte und unverfälschte Art Bangs und ihren heilsamen Einfluß besser gewürdigt, als der von steter Unrast getriebene Clemens Brentano, obwohl gerade er sich dem Marburger Kreise später am meisten entfremdete. Das beweist sein eingangs zitiertes Brief. Aber auch Savigny, der — ganz anders als Brentano — selbst seinen nächsten Freunden gegenüber nur schwer aus seiner Verschllossenheit heraustrat, hält in seinen Briefen an Bang einen so innigen Ton fest, wie sonst nur noch in den Briefen an die Brüder Grimm. Vergleicht er ihn doch einmal mit Joh. Mich. Sailer, dessen weitherzige, unpolemische, an kein Dogma gebundene Religiosität er mutatis mutandis in Bangs beschaulicher Freude an den literarischen, gelehrten Regungen aller Zeiten und Gestalten wiedererkennt. Sie war es

Vater für den geistlichen Stand bestimmt und ganz in seinen Spuren wandelnd, empfing wie dieser seine Schulbildung auf der Latina der Franckeschen Stiftungen in Halle und besuchte dann von 1793 bis 1796 die Universität Göttingen. Fragen des unter Heynes Augen fortgesetzten klassisch-philologischen Studiums bilden bereits ein Hauptthema der Briefe, die er damals mit seinem selber noch in der Ausbildung begriffenen, drei Jahre älteren Vetter Friedrich Creuzer in Marburg wechselte. Nach seiner Rückkehr assistierte Bang zunächst seinem Vater, um nach dessen Tode (1803) als sein Nachfolger die erledigte Pfarrei zu Gohfelden zu übernehmen. Hier, wie in Kloster Haina, wohin er 1839 als Oberpfarrer versetzt wurde, hat er, nach Creuzers Worten, als „einer der würdigsten und gelehrtesten Prediger Hessens“ bis zu seinem Tode am 2. September 1851 segensreich gewirkt, in Anerkennung seiner mannigfachen Verdienste von der Universität Marburg mit der philosophischen und theologischen Doktorwürde bedacht.

Denn dieses äußerlich so anspruchslos verlaufene Leben hat eine seltene Fülle bildender Einflüsse empfangen und zurückgegeben. Begeistertester Humanist alten Stils war Bang zugleich ein biblischer, an keine wechselnden Lehrmeinungen gebundener Theologe im Sinne Ernestis, Rationalist bei streng kirchlicher Haltung im Amt, was zu seiner Zeit für einen Geistlichen kein Widerspruch zu sein brauchte. „An Leib und Seele mächtig, durch originale Wahrheit bewältigend, sinnvoll neckisch, fest auf dem Boden der Klassiker stehend und doch keiner neuen und neuesten literarischen und dichterischen, selbst nicht der äußersten romantischen Richtung unzugänglich“, so schildert ihn ein ehemaliger Zögling, der verstorbene Oberamtsrichter Hille in Darmstadt. Am reinsten konnte sich Bangs Vollnatur in der viele Jahre hindurch von ihm unterhaltenen, einen weiten Ruf genießenden Privaterziehungsanstalt entfalten, dem „letzten rein humanistischen Institut auf deutscher Erde“, wie Hille es nennt. Als unverrückbares Ziel schwebte ihm dabei die Formung von Menschen, nicht von Philologen vor Augen. Durch eine ausgedehnte, im wesentlichen sachliche Lektüre der Klassiker suchte er in seinen Schülern jenes sinnvoll gemüthliche Interesse für das Altertum zu wecken, das ihm selber eigen war, und ihnen gleichzeitig das unumgängliche Allgemeinwissen zu vermitteln, das man schlechtthin Bildung nennt. Aufsätze mit Phrasen und gestohlenen Gedanken waren ebenso verpönt wie mechanisches Auswendiglernen. Auch entsprach es ganz Bangs betont humanistischer Einstellung, daß er neuere Literatur und Literaturgeschichte bewußt vom Unterricht ausschloß. So hat er, der Freund der Brüder Grimm, der ununterbrochen mit allen Gebieten des wissenschaftlichen Lebens in lebendiger Fühlung blieb, seinen Schülern z. B. niemals

- U. Stoll: Der junge Savigny. (Berlin 1927); darin das Bild Bangs von Ludwig Grimm.
 D. Dammann: Briefe Friedrich Creuzers an J. H. Ch. Bang; Neue Heidelb. Jahrbücher 1938, S. 34 ff.

Oswald Dammann

Richard Barth (1850—1923) / Musikdirektor, Geiger

Richard Barth hat eine außergewöhnliche Jugend durchlebt. Am 5. Juni 1850 in Großwanzleben bei Magdeburg als einziges Kind eines aus Franken eingewanderten armen Porzellanmalers geboren, wurde er schon früh von seinem Großvater mütterlicherseits, dem Leiter einer kleinen Stadtkapelle („Stadtpfeifer“), als musikalisches „Wunderkind“ erkannt und demgemäß erzogen. Bereits mit vier Jahren war er ein Geiger. Auch der Unglücksfall, der ihm eine Fingersehne der Geigenhand durchschnitt, konnte die Richtung seines Schicksalsweges nicht ändern. Mit Hilfe des Großvaters wurde das Kind zum Linksgeiger und sehr früh vom bitteren Ernst des Studiums ergriffen, das ihn von allen Kinderfreuden fern hielt. Das Wort „Junge, übe!“ der ehrgeizigen Mutter war das peitschende Leitmotiv seiner Kindheit. Schon den Siebenjährigen sah man als kleinen Solisten auf dem Podium, ohne Furcht und berauscht von dem Klang des großen Orchesters, das ihn begleitete.

Von der Königin Marie von Hannover, die durch Zufall auf einer Reise den Knaben spielen hörte, wurde er dem größten Geiger der Zeit, Joseph Joachim, der damals auf der Höhe seiner Kunst stand, nach Hannover als Schüler übergeben. In dessen strenger, konzentrierteste Arbeit verlangenden Schule wuchs der körperlich zarte Knabe rasch der Meisterschaft zu. Mit siebzehn Jahren wurde er, auf Joachims Empfehlung, direkt von der Schulbank Konzertmeister in Münster unter der Leitung des Musikdirektors Julius Otto Grimm. Grimm war Joachims Jugendfreund aus der Düsseldorfer Zeit, da die beiden im Bunde mit Johannes Brahms viel um Robert und Clara Schumann waren. Dieser feinsinnige Musiker und edle Mensch nahm den schüchternen Jungen in sein Haus und an sein Herz und erweckte dessen so lange zurückgedrängten natürlichen Jugendfrohsinn und Uebermut zu frischem Leben. Zur Erstaufführung des Deutschen Requiems von Brahms durch Grimm mit nach Bremen genommen, trat er hier zum ersten Mal in Beziehung zu dem Schöpfer dieses Werkes. Im Grimmschen Hause war es dann, daß er Brahms dessen neu erschienenenes Violinkonzert vorspielte, — für ihn ein Ereignis von schicksalhafter Bedeutung. Die Folge dieser